

Jean Tardieu

Mein imaginäres
Museum

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 619 der Bibliothek Suhrkamp

Jean Tardieu, Jahrgang 1903, der unter dem Eindruck des Surrealismus Gedichte und Dramen zu schreiben begann, gehört heute mit seinen Stücken zu den Autoren des absurden Theaters.

Gegenstand der im vorliegenden »Museum« vereinigten Texte ist die Malerei. Tardieu beschreibt Bilder, übersetzt sie in Worte. In keinem seiner Sätze verleugnet der Betrachter seine Objekte, und dennoch geht er mit jedem seiner Sätze über seine Objekte hinaus. Der Kommentar wird zu einem autonomen Gebilde, in dem der Charakter der kommentierten Bilder (von Cézanne, Seurat, Daumier, Klee, Wols, Hartung, Giacometti u.a.) zugleich wiedergegeben und – im anderen Medium, der Sprache – wiedererschaffen ist.

Jean Tardieu
Mein imaginäres Museum

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage dieser Ausgabe 2024
© 1965, 1979, Suhrkamp Verlag AG, Berlin
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung nach Entwürfen von Willy Fleckhaus
Druck: Libri Plureos GmbH, Hamburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-24416-6

Suhrkamp Verlag AG
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

Erster Teil

Ich habe mir oft gedacht,
daß die sichtbare Welt . . .

Ich habe mir oft gedacht, daß die sichtbare Welt eine vergessene Sprache sei, ein »Kode«, zu dem wir den Schlüssel verloren haben.

Da war mir, als sei dieses gewaltige Gerüst aus Flächen, dieses spröde, von Schattenbahnen durchschnitene, von Schauern überrieselte, an den vier Enden des Raumes errichtete Gebäude aus Farben und Formen aller Tiefe entkleidet und bloß zusammengesetzt aus Anspielungen auf irgendeine unergründliche Wirklichkeit dort tief im Dunkel, in unermesslichen Fernen. Jede dieser Formen war uns ins Blickfeld gerückt, um etwas zu bedeuten – aber die Bedeutung kannten wir nicht . . .

War dies also die Lehre, die aus unserer Unkenntnis zu ziehen war: daß sich uns eine Welt aufdrängte, in der alles diesseits oder jenseits der Sprache geschah? Sollten wir uns mit dem Tanz vergänglicher Formen abfinden, die, tief geprägt von ewigen Zwecken, nichts anderes sein wollen als sie selbst, ohne mit uns Signale zu wechseln?

Aber es genügt nicht zu wissen, ohne zu verstehen, es geht darum, menschlich zu sein, empfänglich, verletzlich. Wir müssen diese unvergänglichen Wesen mit all unseren Schwächen belehnen, mit all der Kraft zu lieben, zu fürchten oder zu hassen, deren wir fähig sind.

Man kann über die Sprödigkeit einer Farbe vor Rührung weinen wie über ein Kindergesicht, oder umgekehrt an Kraft und Gelassenheit denken bei einem einzigen Pinselhieb von pastosem, düsterem Rot, der den engen, ihm auf dem Rechteck der Leinwand gegebenen Raum quer durchzuckt, um dann, außer Sichtweite, mit dem pfeifenden Geräusch eines Meteors in den grenzenlosen Äther einzutauchen.

Ich habe allen Dingen, zugunsten meiner Privatalchimie . . .

Ich habe allen Dingen, zugunsten meiner Privatalchimie, den seltensten Schein, die kostbare Frische ihres Entstehens entlehnt, zusammen mit der Genauigkeit des Traums und der Anmut des Kalküls. So finde ich den offenen Horizont vor mir, ausgebreitet wie ein Spiel Karten, dessen Bilder ich gelöscht habe, um nur die Farben zu bewahren. Ich entnehme ihm absolute Gegenstände und betrachte sie lange. Abwechselnd von den Wolken verdeckt oder freigegeben, bin ich selbst der Lichtstrahl dort oben, der das verworrene Dickicht dieser Welt aufleuchten und erglänzen, dann wieder halb erlöschen läßt, um es von neuem und wieder anders zu entflammen.

Dies ist der Lohn des Malers, das Glück des Architekten: die Reizfelder des Sichtbaren übereinanderzulagern, verschieden große Flächen zu ordnen, eine vor der anderen wahrgenommen aus je anderer Entfernung, damit der Raum sie zersetzt und die Zeit sie durchdringt, doch gelassen, wie es der glücklichen Dauer der Bilder geziemt . . .

– damit alles nur Zauberwerk ist, das mein Kunstgriff durchbricht,

damit die Nuancen, Träger einer unbenennbaren Botschaft, je nach ihrem Ort, Seite an Seite, und ihrer Form und ihrer Zahl, sich entschleiern, sich trüben, sich durchdringen oder sich trennen, sich erwärmen oder gefrieren (wie die Stunden des Tages, wie die Klangintervalle),

damit diese lautlose, dem Blick so angenehme Bewegung die Bestechlichkeit unserer Sinne, die Metamorphosen des Wirklichen und die Unterschiebungen des Geistes zugleich weckt,

damit kein Ding allein ist und zu Trauben geballte Wesen, auf unsichtbare Hänge getragen, Treppen emporsteigen, ihrer Schwere durch den Lichtglanz mehr oder minder enthoben,

das sagt mir diese verborgene, von meiner Geduld entschleierte Landschaft, die nicht weniger wirklich ist im Vergleich zu der anderen: gleich an Stimmungen, an Tiefe, an Überraschungen, und ebenso unerschöpflich.

Der Sinn der Buchstaben, die ich hinschreibe...

Der Sinn der Buchstaben, die ich hinschreibe, ist durch Millionen Hände gegangen, aber das, was jedem von uns allein gehört, ist die Art, in der wir das Zeichen hinsetzen, so, als hätten wir es gerade erfunden. Schreiben ist meine Selbstinterpretation. Dieses Spiel von reinen Linien und Schleifen, diese absoluten Figuren, diese »Lettern«, die seit so vielen Jahrhunderten von den Gegenständen gelöst sind, deren primitive Symbole sie waren, biegt und krümmt jeder von uns nach seiner Weise zurecht. Hier, auf dieser Münze, die seit zehntausend Jahren im Umlauf ist, erscheint unsere Prägung noch ganz frisch, die Spur unseres Lebens und, je nach dem mehr oder minder zupackenden Duktus der Schrift, die Zeichen unserer Kraft oder unserer Schwäche, unseres offenen oder verschlagenen Charakters, unserer fiebrigen oder gelassenen Art, Hoffnung oder Verzweiflung – die wahren Linien unserer Hand, Widerschein, Abbild unserer selbst.

Doch langsam! Dieser Charakter unserer Schrift, der, wie der Ausdruck eines Gesichts, unsere geheimen Regungen offenbart, hat nichts mit der überkommenen Bedeutung des Wortes oder Satzes zu tun, den

wir in diesem Augenblick niederschreiben. Was spricht und dir ähnelt, ist die Form der Buchstaben und nicht der Sinn des Wortes, das aller Welt gemeinsam ist . . .

Ich, als Maler, würde diesen unnützen »Sinn« (ob man ihn nun *Objekt* oder *Subjekt*, *Darstellung* oder *Natur* nennt) unterdrücken. Ich würde Worte in einer Schrift schreiben, die nur mir allein bekannt ist. Ich würde »Briefe« schreiben, wem ich will. Ich würde allen Dingen schreiben, lebenden und unbeseelten Wesen, Menschen wie Tieren, Sternen wie Flüssen – die Buchstaben der Leidenschaft, *in einer unbekannten Sprache*.

Ich sage, daß es in dieser Welt eine unendliche Bewegung gibt, und daß alles, was sich bewegt, eine sichtbare Spur hinterläßt, eine Arabeske, einen Reflex, eine Farbe. Die Meteore, die den schwarzen Kristall des Sommers mit Feuer ritzen, haben in meinen Augen eine leuchtende Kielspur hinterlassen, die nie erlöschen wird. Alles, was sich bewegt, ist im Bild dieses Falls durch den Äther enthalten. Ich höre an meinen Ohren das Zischen jenes unerbittlichen, grausamen Furchenstrangs, den das fortschreitende Leben in die Zeit gräbt, mit jedem Strich einer Gravirnadel, mit jedem Zubeißen eines Zahns, mit jedem Tappen eines Holzschuhs, der sich entfernt, mit jedem

Splittern, mit jedem Vorübergehen, mit jedem Sprung, mit jeder trägen Bewegung. Alles gleitet, läuft, klimmt, sinkt, schwingt sich empor, fällt zurück, wird zerschmettert, kreist, weicht aus, dreht schräg ab, nach rechts, nach links, hält inne, kommt zurück, bewegt sich wieder ... Wäre oben auf allem, was sich bewegt, ein Licht befestigt, welch ein Fest in unserer Nacht! Wir sähen dann keine Wesen mehr, sondern bloß noch Bewegung, und von allen Dingen behielten wir nichts als Geraden und Krümmungen! Dies ist die Schrift Gottes, zugleich sichtbar und unleserlich, offenkundig und verhüllt.

Werde ich eines Tages den Unsterblichen ähnlich sein? Wenn die letzten Monstren unserer Welt ins Unendliche zersprengt sind, wenn die Trümmer unserer Erde in der Öde des Raumes kreisen, wird dann irgendwo, unter einem einsamen Felsen ein Fragment gemalter, rätselhafter Symbole übrig bleiben? Dann werde ich, Maler, Magier oder Narr, nicht umsonst mit glühendem und eigenwilligem, mit triumphierendem und verzagtem Pinsel mein Werk signiert haben, wenn in Jahrhunderten von Jahrhunderten diese Schrift ohne Sinn, gegründet auf eine unbegreifliche, zeugenlose Welt, noch erglänzt, unberührt für immer und der Hoffnung entbunden, gelesen zu werden.

Sollte ich denn mit Worten malen können?

I

Sollte ich denn mit Worten malen können, diesen Worten, die mir nicht gehören, die ich nur für einen Augenblick borgen kann? Ich wollte, ich könnte dieses Blatt Papier in mehrere, klar begrenzte Flächen aufteilen: zwei ungleiche Dreiecke, das eine schwarz, das andere rot, ein graues Quadrat, ein blaßgelber Kreis, und dort oben in einer Ecke, gleichsam schon aus der Welt, ein einzelner runder blauer Punkt – nur um die ganze Last dieser Worte loszuwerden, *unter denen kein einziges ist*, das genau dem entspräche, was ich ausdrücken will. Welcher Umwege, welcher Schliche bedürfen wir, um die Gestalten unserer Phantasie oder die Entscheidungen unseres Willens in der Sprache festzuhalten! Ich brauche einen ganzen Satz, und nicht bloß eine Handbewegung, um zu verdeutlichen, was ein Zirkel tut, wenn der eine seiner scharfen, rechtwinklig in die weiße Fläche gestoßenen Dorne, auf der Stelle verharrend, doch um sich selbst rotiert, und der andere, mit einer Zeichenspitze versehene, sich um diese Achse dreht, bis der makellose Kreis sich rundet, Ort der Spekulation für die rechnende Vernunft, für unseren Blick Befriedigung letzter Vollkommenheit . . .

... Und so rede ich, rede, rede, rede. Ich häufe Vokabel auf Vokabel, das gebeugte Verb, das Adjektiv wie ein Klotz, die Blitze der Präpositionen, die geschmeidigen Adverbien – all dies, ohne einen Schritt vorwärtszukommen. Und die Zeit vergeht! Es bleiben mir so wenige Tage hier, um die Überfülle der Schöpfung zu benennen!

Wie träge das Wort ist! Ich müßte immer schneller und schneller werden. Ich brauche Wörter, die sprühen, andere, die brennen, andere, die kühlen. Ich brauche verschmelzende Begriffe, flimmernde Bilder, den Zusammenprall von Erinnerungen, aus denen der Strahl zuckt! Der Blitz! Jubel! Feuer! Asche! Gelächter! Schluchzen! Und das Unsägliche, das dahinter ist!

2

Weniger Worte! Immer weniger Worte, aber solche, die explodieren! die blenden! die in Stücke reißen! die den Denkklišees, den Ramschartikeln der reinen Vernunft, dem Versgeschnurre der Poesie ein Ende machen!

Sollte mein Geist schließlich die Kraft finden, den Himmelskörpern auf ihrer Bahn zu folgen, um dem

einmaligen Gesetz jeder Gattung auf die Spur zu kommen, und innerhalb jeder Gattung dem Gesetz jedes einzelnen Wesens, und innerhalb jeden Wesens dem Gesetz jedes kleinsten Teilchens der Materie, sollte ich die unendlichen Abstufungen des Lebensgefühls ausfindig machen und darstellen, so müßte ich Unmögliches vollbringen, ich müßte in den Wörterbüchern aller Idiome der Erde nach den klarsten Edelsteinen suchen. Meine eigene Sprache – eine der schönsten, die es auf der Welt gibt – ist zu reich und zu arm in einem. Die Worte, die mir vorschweben, gibt es nicht. Ich muß Mischungen bekannter Gewürze im Munde zerkauen, um vielleicht das Aroma zu finden, das ich suche. Ich unterschachte! Ich multiklamiere! Ich versehfache! Ich überwittere! Ich vertastfache! Ich klittere!

Mehr noch! Worte, die es noch gar nicht gibt! Ich spreihe, ich trübne, ich arthologiere, ich überkiesle . . . Schneller noch! Zu viele unnütze Wörter, weniger Sinn, mehr Bewegung! Stimmgebärden! Bravo! Vorwärts! Nieder mit ihm! Verrecke! Zu Hilfe! . . . Nein, nein! Zu viele Silben! Kein Hier mehr! Nicht mehr hier! Genug! Nie! Gebärden! Schreie! Oh! Ah! Ach! . . .

Während ich schreie, während ich Anstrengungen mache, an der Zeit entlangzulaufen (jenem Geleise,

das furchtbar in der Nacht leuchtet), während ich außer Atem komme bei all dem Gezeter, das so gut wie nichts einbringt – nichts als einen winzigen Bruch in der Zeit, währenddessen . . .

ist der Raum da.

3

Da. Vor mir. Über mir. In mir. Überall.

Er ist da. Er schweigt. Unbegrenzt. Er enthält. Er verschlingt. Ewig.

Heere von Sternbildern ziehen vorüber und verschwinden wie Rauchschwaden in seinem Mund.

Wir müssen verstummen. Nichts kann dieses Ding ohne Namen ausdrücken. Nichts.

Nichts, wenn nicht ein paar auf die Leinwand geworfene Striche.

Jetzt nehme ich meine Pinsel. Ich lasse mich auf einen gigantischen Kampf ein. Ich will mich mit dem messen, was mich verschlingt. Ich will mit Linien und Farben (den leichtesten Waffen der Welt) meine

Ängste oder meine Raserei, meine Trunkenheit, meine innerste Entrückung darstellen.

Was ich dann aus dem Dunkel meines Selbst gehoben habe, wird glänzen wie Gold und außer der Zeit sein. Ein Blick zwischen zwei Lidschlägen wird genügen, *ein einziger Blick*, der nicht einmal ein Tausendstel einer Sekunde dauert, um aufzufassen, was ich empfunden, was ich gelitten, geliebt oder gehaßt habe, was ich habe sagen oder herausschreien oder flüstern wollen.

Und ihr, ihr anderen mögt nur reden, reden, reden, reden während Stunden und Tagen und Jahren –

mein Schweigen sagt alles auf einen Blick.

Zweiter Teil